

Ist es vorstellbar, dass sich ein heutiger Altphilologe dazu berufen fühlte, die Forschung antiker Kunstwerke zu beurteilen und ein Zukunftsprogramm für sie vorzulegen? Und wenn er es wohl eher als Kompetenzüberschreitung erachtete, also es unterließe: Bedeutete das eine Aufgeklärtheit der Heutigen im Angesicht der >modernen Spezialisierung< der Wissenschaften? Vor etwa 250 Jahren tat der Göttinger Altphilologe Christian Gottlob Heyne, Professor für Eloquenz und Poesie, Lehrer von Friedrich August Wolf und nicht nur für Goethe eine große Autorität, genau das heute Unvorstellbare. Ist er damit ein Zeugnis des goldenen Zeitalters des >Gelehrtentums<, oder gehört er zur überwundenen >polyhistorischen< Vergangenheit? –

Heyne, seit 1763 eine administrative Schlüsselfigur der Reformuniversität Göttingen aus der unteren Fakultät und seit 1770 Hannoverscher Hofrat, unterstrich 1777 in seiner Preisschrift >Lobschrift auf Winckelmann<, kein »Panegyrist[ ]«<sup>1</sup> sein zu wollen. Der Professor der Eloquenz, der vor der >Société des Antiquités de Cassel< den Wettbewerb gegen Herder gewann,<sup>2</sup> sagte von sich, »nicht das Ohr [ ] kitzeln« zu wollen, »das Nützliche« sei »[sein] Augenmerk«.<sup>3</sup> Viel >Nützlichkeit< bescheinigte Heyne Winckelmanns Arbeit allerdings nicht. Die für ihn >korrekte< Altertumforschung beginne erst nach Winckelmanns Tod. Heyne erntete für seine zwielichtige Geste die nachhaltige Feindschaft von Winckelmann-Verehrern, die von den Verteidigern Heynes wiederum dauernd kritisiert wurden. Die Forschungsliteratur zur Geschichte der klassischen Philologie und der klassischen Archäologie bewahrt eine Fülle von Dokumenten und Anmerkungen über die gegenseitige Stichelei auf.<sup>4</sup>

- 1 Lobschrift auf Winckelmann von Chr. Gottl. Heyne, welche bey der Hessen Casselischen Gesellschaft der Alterthümer den ausgesetzten Preis erhalten hat, Cassel 1778, S. 4. – Dieser Aufsatz entstand im Rahmen des DFG-Projekts >Genealogie der Philologie. Zur formativen Phase der Klassischen, Biblischen und Neueren Philologie (1777-1818)< am Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung in Halle. Ich danke Robert Buch für die Sprachkorrektur.
- 2 Zu Heynes Kontakten in der Nähe des Landgrafs Friedrich II. von Hessen, des Stifters der Société, vgl. Einleitung, in: Arthur Schulz, Die Kassler Lobschriften auf Winckelmann, Einführung und Erläuterung von dems., Berlin 1963, S. 9-15. Der Comité in Kassel wurden lediglich zwei Arbeiten, von Heyne und Herder, eingereicht.
- 3 Heyne (Anm. 1), ebd.
- 4 Eine Bestandaufnahme bietet Balbina Bähler, Winckelmann und Heyne: Bioi paralleloi?, in: Christian Gottlob Heyne. Werk und Leistung nach zweihundert Jahren, hg. von ders. und H.-G. Nesselrath, Berlin, Boston 2014, S. 109-131. Bähler selbst besteht auf »ein[em] gerechtere[n] Urteil über Heynes Persönlichkeit und sein Verhältnis zu Winckelmann«. Stets auf biographischer Ebene nach >Gerechtigkeit< suchend, will sie »versuchen[,] ob man sich anhand eines Vergleichs von Jugend und früher Laufbahn und der Lektüre des Briefwechsels zwischen Winckelmann und Heyne einer objektiven Beurteilung des Verhältnisses der beiden Gelehrten zumindest annähern kann« (S. 112).

Die ›Lobschrift‹ wird seit geraumer Zeit von kaum jemandem außerhalb der Heyne- und Winckelmann-Forschung noch gelesen. Dieser Aufsatz möchte hingegen im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte der Philologie sichtbar machen, inwiefern sie eines der frühesten Beispiele für die Entstehung der modernen ›philologischen Wissenschaft‹ in Deutschland bildet. Gewiss, mit Wolfs berühmter ›Darstellung der Altertums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert‹ (1807), die üblicherweise als Geburtsurkunde der wissenschaftlichen, modernen Philologie betrachtet wird, ist Heynes Text kaum vergleichbar. Verband Heyne, der ab den 1790er Jahren zum öffentlichen Gegner Wolfs wurde, doch in den 1760/1770er Jahren völlig andersartige Wünsche und Sorgen »mit der ganzen Wissenschaft des Altertums«.<sup>5</sup> Spuren einer Konkurrenz mit Winckelmann um Reputation lassen sich zwar bis weit in die Zeit, als dieser noch lebte, zurückverfolgen;<sup>6</sup> allein die späte, rhetorisch merkwürdige Kritik an dem Toten soll in ihrer Aktualität profiliert werden. Tatsächlich liegt Heyne viel daran, als *Universitätsphilologe* sich für die »ganze[] Wissenschaft des Altertums« zuständig zu erklären. Mit dieser Absicht formuliert er mehrere strukturelle Ansprüche seiner Disziplin. Dabei wendet er sich an die ›Société des Antiquités de Cassel‹ sowie an die ihr nahestehende Öffentlichkeit. So gesehen ist die ›Lobschrift‹ zwar keine Geburtsurkunde der modernen Philologie, aber einer ihrer ersten Eroberungszüge.

Philologiehistorisch gesehen ist die ›Lobschrift‹ ein wichtiger Text. In ihr meldet sich die disziplinäre Politik einer spätaufklärerischen Philologie, die sich als Anwalt der ›Litteratur‹ versteht, zu Wort. Wird dieses Verhältnis im Weiteren noch verdeutlicht und erläutert, so sei auch vorweggenommen gesagt, dass Heynes Stil, Philologie zu treiben, von seinem Lehrstuhl aus das Selbstverständnis diverser, neu entstandener ›moderner Philologien‹ prägen wird – vor allem dadurch, dass er im Namen der ›historischen‹ Forschung eine neue Reihe Episteme bereitstellt. Bei genauem Hinsehen erweisen diese sich allerdings als sehr fragwürdig.<sup>7</sup> Im Folgenden expliziere ich zuerst die Sprecherposition der ›Lobschrift‹: Heyne spielt, im Bewusstsein der institutionellen Möglichkeiten der Göttinger Philologie, alles herunter, was sich dieser Institution nicht fügen (1.). Die auf Winckelmann gemünzte Kritik soll anschließend analysiert werden. Auffällig ist dabei, dass Heyne mit seiner Lehre u. a. der ›wahren Geschichte‹ der Kunstwerke gegen das seinerzeit neue, Winckelmann'sche Konzept des ›ästhetischen Beweises‹ ohne Versuche der Vermittlung verstößt (2.). Danach nehme ich Heynes Geschichtsimperativ unter die Lupe (3.). Am Schluss steht eine kurze Überlegung über die heutige Relevanz des Falls (4.).

5 Heyne (Anm. 1), S. 3.

6 In der bisherigen Forschung gilt Winckelmanns Brief an Heyne am 30.3.1765, in dem er dessen Sesshaftigkeit in Göttingen zu verspotten scheint, als *das* Zeugnis einer ›freundschaftlichen‹ Beziehung mit latenter großer Spannung.

7 Ganz kurz im Längsschnitt verortet: Wilamowitz-Moellendorff, von 1883-1897 in Göttingen lehrend, schätzt Heyne hoch. Heyne »besaß die doppelte Gabe zu herrschen und zu lehren: darin lag seine Hauptstärke«, so Ulrich Wilamowitz-Moellendorff, *Geschichte der Philologie*, Leipzig <sup>3</sup>1927, hier S. 45.

## 1.

Die Preisaufgabe der ›Société des Antiquités de Cassel‹ im Jahr 1777: »L'Eloge de Mr. Winckelmann, dans lequel on fera entrer le point où il a trouvé la Science des Antiquités, et à quel point il l'a laissée«<sup>8</sup> wollte Heyne beim Wort nehmen. Der gewöhnliche Fokus des Elogiums auf die Person erschien ihm wenig zur Sache beizutragen. Daher lieferte er stattdessen – ohne das indes explizit gesagt zu haben – eine in die Zukunft schreitende *Geschichte* des »Studium[s] des Alterthums, und zwar insonderheit d[e]s Studium[s], das auf die alten Kunstwerke gerichtet ist«.<sup>9</sup> Seine Rede von der Forscherperson ist diesem Geschichtskonstrukt untergeordnet. Das Lob auf Winckelmanns »Natur« als Antiquar, »Fleiß« und »Glück« ist daher größtenteils unpersönlich.<sup>10</sup> Mehr noch: Die unbegründet rigide Perspektive nach vorne<sup>11</sup> erlaubt es, nicht weiter auf Winckelmanns Arbeit einzugehen, deren »Verdienste[ ]« ohnehin unzureichend seien.<sup>12</sup> Die merkwürdige Distanziertheit wie etwa die Äußerung, dass Winckelmann womöglich schon vor seinem Tod an die Grenze seiner Leistung gekommen sei, da er in Italien der »Krankheit der Zeichendeuterey und Wahrsagekunst in der Alterthumskunde« verfallen sei,<sup>13</sup> wird wohl nur mit Blick auf den rationalistischen und Italien verachtenden<sup>14</sup> Habitus der gesamten Schrift verständlich. Diese Haltung prägt auch das Ende der Schrift, wo Heyne den Toten zum rituellen Abschied anspricht:

Und hier, verewigter Winkelmann! [...] Der schönste Kranz um Deinen Aschenkrug würde unstreitig der seyn, wenn selbst die Erneuerung Deines Andenkens bewirkte, daß das Studium des Alterthums eine vernünftigere und zweckmässigere Gestalt bekäme.<sup>15</sup>

In der Göttinger unteren Fakultät des späten 18. Jahrhunderts war das Erzählen der *Geschichte einer Disziplin* das Modellverfahren, mittels dessen man einerseits dem Zeitgeist der ›Verwissenschaftlichung‹ der Disziplinen entsprechen und andererseits der philosophischen Diskussion über die Wissenschaftlichkeit aus dem Weg gehen konnte.<sup>16</sup>

8 Schulz (Anm. 2), S. 9.

9 Heyne (Anm. 1), S. 4.

10 Ebd., S. 6-8.

11 Der Herder-Biograph Rudolf Haym (Herder. Nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt, 2 Bde., Berlin 1954, Bd. II) und Schulz (Anm. 2), S. 14, haben ebenfalls registriert: »Jedenfalls fühlte sich der Göttinger Professor dem großen Bahnbrecher bereits um mehrere Schritte voraus.«

12 Drei Jahre nach Winckelmanns Tod (1768) veröffentlichte Heyne eine Abhandlung ›Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannschen Geschichte der Kunst des Alterthums‹. Es ist hier kein Platz, darauf einzugehen. Wichtig ist festzuhalten, dass Heyne 1771 einen respektvolleren Ton anschlug. Doch ging er auch dort nicht wirklich auf Winckelmann ein, da es ihm darum ging, zu ›korrigieren‹.

13 Heyne (Anm. 1), S. 14.

14 Heynes Italienverachtung kam nicht nur in der ›Lobschrift‹, sondern auch in seiner Sammlung antiquarischer Aufsätze. Erstes Stück, Leipzig 1778, S. IV, zur Sprache.

15 Heyne (Anm. 1), S. 21.

16 Allgemein zum Forschungsklima in der Georgia Augusta vgl. Luigi Marino, *Praeceptores Germaniae*. Göttingen 1770-1820, Göttingen 1995.

Das Verfahren ist flexibel einsetzbar, die unterschiedlichen Gattungen des Vortrags tun ihm keinen Abbruch. In Lehrwerken z. B. dient es dazu, disparates älteres Wissen in die sogenannten pragmatischen Zusammenhänge zu bringen, wobei bereits das die ›historische‹ »Einleitung« in eine jeweilige ›wissenschaftliche‹ Disziplin heißt.<sup>17</sup> In dieser Gelegenheitschrift hilft gerade die pragmatische Wirkung des Verfahrens dabei, die Evidenz ›wissenschaftlicher‹ Zusammenhänge zu suggerieren und somit Heynes *Sprechposition* gegenüber denen, die Anleitung bräuchten, zu fundieren. Heyne nimmt die Kasseler französische Aufgabe der »Science des Antiquités« also nicht zufällig beim Wort. Denn so kann er vor dem Publikum nicht nur das stetig wachsende, herkömmliche Studium des Altertums nominell zu einer »ganzen Wissenschaft des Alterthums« machen, sondern auch von der hohen historischen Warte aus definieren, welche Maßstäbe und Regeln das »vernünftige[ ] und zweckmäßige[ ]« Studium hätte: »Eben diejenigen Beobachtungen, die ich über Winkelmanns Behandlung der alten Werke gemacht habe, geben verschiedenes an die Hand, worauf der Blick der gelehrten Antiquarier vorzüglich gerichtet seyn muß.«<sup>18</sup>

Heyne lehrte in Göttingen sehr erfolgreich antike Kunstgeschichte und veröffentlichte bereits 1772 eine lehrplanartige ›Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke‹. Es steht außer Frage, dass er sich in der Lobschrift als Autorität für das entsprechende Arbeitsfeld versteht. Bemerkenswert ist jedoch, dass er eigentlich *als Althilologe* auf das ›Teilgebiet‹ des antiquarischen Studiums blickt. Das Wort ›Philologie‹ fällt im Text womöglich wegen des Publikums nicht; doch die tatsächlichen Verhältnisse werden an zahlreichen Stellen demonstriert. Z. B. fordert er – unmittelbar nachdem er Winkelmanns Erklärung der Werke als wahrsagerische Verführung diffamiert hat – eine »*antiquarische Kritik*, die noch zu wenig angewendet worden und doch sehr richtig und nothwendig ist«:

Wenn man mit alten Schriftstellern zu thun und eine Schrift oder schwere Stelle zu erklären hat: so ist die erste Rücksicht, die man nimmt, darauf gerichtet, ob die Schrift ächt, ob die Stelle unverdorben ist. Nicht anders sollte man bey einem alten Kunstwerke verfahren; vor allen andern Forschungen muß die Frage vorausgehn: ist *das Stück wirklich alt, oder, wie viel ist daran alt?* – wie viel neu angesetzt und ergänzt? – Diese Beurtheilung ist noch nicht überall, und von den Italiänischen Antiquariern fast gar nicht angewendet worden. Gemeiniglich erklären sie an einer Anticke altes und neues zusammen, und geben uns die Idee des neuen Künstlers, der ein Stück ergänzt hat, für die Idee des Werks selbst.<sup>19</sup>

17 Zur »pragmatischen Geschichtsschreibung« vgl. vom Historiker und Schwiegersohn Heynes A. H. L. Heeren, *Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften*, Göttingen 1797, und ebenso von Heynes Schüler, den Theologen J. G. Eichhorn, *Einleitung in das Alte Testament (1780-1783)* u. a. – Heyne selbst publizierte wenig Monographien, Vorlesungsabschriften sind allerdings überliefert. Hierzu vgl. Daniel Graepler, *Antikenstudium für junge Herren von Stand: Zu Christian Gottlob Heynes archäologischer Lehrtätigkeit*, in: Bäbler und Nesselrath (Anm. 4), S. 75-108.

18 Heyne (Anm. 1), S. 15.

19 Ebd., S. 17.

Winckelmann ist die Unterscheidung zwischen alten (d. h. in der Antike produzierten) und neuen (seit der Renaissance restaurierten) Teilen der Werke wichtig. Darauf geht Heyne nicht ein, da sein Blick auf die Philologie als ›Maßstab‹ der Kritik gerichtet ist.<sup>20</sup> Und zwar soll nicht nur die Textkritik das Vorbild der antiquarischen Kritik sein. Vielmehr dienen Heyne auch zeitgenössische wort-hermeneutische Regeln – etwa seines Leipziger Lehrers J. A. Ernesti – als Muster. Darum behauptet er, dass die ›Erklärung‹ einer »Anticke« ohne die vorausgegangene Kritik zum Irrtum führe, »die Idee des neuen Künstlers, der ein Stück ergänzt hat, für die Idee des Werks selbst« zu geben. In philologische Termini rückübersetzt: Erkennt der Ausleger die verdorbenen Stellen im Textzeugen nicht, verwechselt er den ›ursprünglichen Gedanken‹ der Quelle mit der Scheinaussage des verdorbenen Zeugen.

Für den Autoritätsanspruch der philologischen Regel zahlt Heyne jedoch einen Preis. So nimmt er Dogmen, deren Übertragung auf das Kunststudium schon nach dem zeitgenössischen Stand der Reflexion fragwürdig ist, für bare Münze. An einer Stelle verunglimpft er, im Dienste seines Narrativs der Verwissenschaftlichung, die italienische Behandlung der »eigentliche[n] Anticke«,<sup>21</sup> um anschließend die Göttinger Sicherheit einer ›Hermeneutick der Anticke‹ zu behaupten. Doch ein Begriff der ›Hermeneutick der Anticke‹ ist nicht selbstverständlich. Ebenso wenig lässt sich das »Betrachten und Erklären« der Kunstwerke mit dem philologischen Topos des ›geistigen Ausdrucks des Verfassers‹ gleichstellen:

Die erste Regel bey der *Hermeneutick der Anticke* sollte doch wohl diese seyn: Jedes alte Kunstwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilt werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte. Man muß sich also in sein Zeitalter, unter seine Zeitverwandten versetzen, diejenigen Kenntnisse und Begriffe zu erreichen suchen, von denen der Künstler ausging; die Absicht seiner Arbeiten so viel möglich aufsuchen, und also z. B. ein privat Werk mit andern Augen ansehen als ein öffentliches, ein nachgeahmtes, ein späteres, anders als ein originelles, ein früheres, eines aus den schönen Zeiten der Kunst. *Begriffe von der Kunst, Kunsterfindung, Kunstbehandlung* sind also das erste, was der Antiquar mitbringen muß, wenn er ein altes Werk betrachten und erklären will. Er muß ferner *die Dichterfabel* in seinem Gemüthe gegenwärtig

20 Heyne erwähnt nur pauschal, dass Winckelmann im Geschäft der Kritik von Cavaceppi verführt sei (Heyne (Anm. 1), S. 17). Freilich: Bekanntlich ist Winckelmann einmal ein gravierender Fehler in der Kritik unterlaufen (Stichwort G. B. Casanova und Malerei). Da Heyne nicht auf die Arbeitsweise und -erfahrung Winckelmans eingeht, thematisiert er auch die Unterschiede zwischen philologischer und antiquarischer Kritik nicht.

21 Vgl. »Das Studium des Alterthums war überhaupt bis jetzt auf eine Art behandelt worden, daß *das Ganze keine Gestalt gewinnen konnte*. Nach der Wiederherstellung der Litteratur fing man zuerst mit der Topographie Roms an [...] oft blieb man bey einer lateinischen Nomenclatur der gemeinsten Dinge stehen; [...] aber nein, [die Italiäner] haben uns weitschweifige, bis zum Eckel ausgedehnte Abhandlungen über die unbedeutendsten kleinen Figuren, Bronzen und Idolen geliefert. Und die Erklärungen und Erläuterungen selbst, welche sie uns geben, wie ganz entfernen sie sich fast alle von der Einsicht und dem Geschmack eines wahren Kenners!« (ebd., S. 8).

haben, das ist, den Inbegriff von Gegenständen und Ideen, welche die Künstler gern auszudrücken pflegen [...]<sup>22</sup>

Die forcierte Philologisierung der Erklärung antiker Kunstwerke hat wiederum Folgen für das *disziplinäre Selbstverständnis der Philologie*, die Heyne vertritt und lehrt. Ein zentraler Aspekt davon ist, welche Wissenschaftlichkeit bei der Betätigung der Heyne'schen Philologie herauskommen sollte. Die Lobschrift gewährt dazu manche Einblicke, schließlich ist ihre Art der Beantwortung der Kasseler Preisfrage selbst Programm.

Als erstes ist festzustellen: Dank Heynes Annexion des »Studium[s] der alten Kunstwerke« wird der herkömmliche *technische* Philologiebegriff (etwa Kritik und Hermeneutik) – in dieser Lobschrift auf Kosten Winckelmanns in programmatischer Absicht – zum *Disziplinbegriff* der »ganzen Wissenschaft des Altertums« erweitert. Die neue philologische Disziplin nennt Heyne auch Studium des Altertums. Sie setzt die »[g]riechische Litteratur« als »die Seele und das Leben der ganzen Alterthumskunde«<sup>23</sup> voraus, macht allerdings nicht notwendig die griechische Litteratur, sondern die »Alterthumskunde« zu ihrem Gegenstand. Die Ansprüche dieses Studiums – damit angeblich das Ganze Gestalt gewinnt – bestehen aus dem Zusammenspiel von Breite, Zusammenhang, neuer Wertschätzung griechischer Quellen und schließlich regelhafter Klassifikation und Erklärung.<sup>24</sup> Durch solches Vorgehen sieht Heyne seine Philologie von aller im Schatten der italienischen Renaissance stehender »Gelehrsamkeit« der schriftlichen und nichtschriftlichen Altertümer klar abgegrenzt.<sup>25</sup> Die etwa 30 Jahre später entstandene Wolf'sche »Altertums-Wissenschaft« hat zwar in ihren Zielen und Gegenständen wenig mit der Heynes gemein,<sup>26</sup> jedoch gehört die Selbstverständlichkeit des expandierten Disziplinbegriffs auch bei Wolf offenbar zur Folge der langfristigen Göttinger Arbeit am Image der »wissenschaftlichen Altphilologie«.<sup>27</sup> Für dieses Image wirbt die »Lobschrift« etwa in ihrem Plädoyer für die »*zweckmässige Behandlung der Hilfswissenschaften*, und unter allen vorzüglich ein gutes Buch über die *Fabel*«. <sup>28</sup> Die »richtige Lehre« der *fabula* oder die Mythologie ist eines der wenigen

22 Ebd., S. 8 f.

23 Ebd., S. 6. Winckelmann und Heyne hatten in ihren Briefen gemeinsam die mangelnde Griechischkenntnis der Italiener moniert (Bäbler und Nesselrath (Anm. 4), S. 123).

24 Ebd., u. a. S. 19 f.

25 »Gelehrsamkeit« ist einer der Schlüsselbegriffe im Text, Heyne hat allerdings keinen reflexiven Gebrauch von ihm.

26 Ein folgenreicher Aspekt bei Wolf ist, »den Namen *Alterthum*, in ausnehmendem Sinne auf die beiden durch Geistescultur, Gelehrsamkeit und Kunst verfeinerten Völker einzuschränken«; andere antike Völker außer den Griechen und Römern gehörten zu den »*Barbari*« und die Forschung dazu sei »den Orientalisten überlassen«, vgl. F. A. Wolf, *Kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache*, Bd. 2., *Deutsche Aufsätze*, hg. von G. Bernhardt, Halle 1869, S. 808-895, hier S. 819.

27 So auch Anthony Grafton mit Fokus auf Wolf: »His program for studying all aspects of ancient culture in conjunction with one another, a program as broad as Heyne's and more modern in presentation [...]«, in: ders., Introduction, in: F. A. Wolf, *Prolegomena to Homer* (1795), Princeton 1986, S. 4.

28 Heyne (Anm. 1), S. 20.

Themen, über das Heyne mehrfach in der Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen vortrug und das ihm viel bedeutete. Die Rede von Mythologie als ›Hilfswissenschaft‹ des Altertumsstudiums verwandelt den traditionellen Topos, Philologie sei Hilfswissenschaft der hoheitlichen Disziplinen der höheren Fakultät. Mit einem kleinen rhetorischen Trick scheint der ›höhere‹ disziplinäre Status der Altphilologie schon wie längst etabliert.

Entgegen dem im Text durch Schlüsselbegriffe aufgeblendeten Bild der Disziplin ist allerdings zu fragen: Wäre für Heynes Disziplin nicht etwa der Name ›Gelehrsamkeit allerlei Altertümer‹ treffender? Schließlich nennt er als Grund für seine Forderung, einzelne Linien der Gelehrsamkeit zusammenzuführen, einzig die Absicht, die Gelehrsamkeit zu vervollkommen.<sup>29</sup> Und dabei bleibt die Rolle des Studiums der ›nichtliterarischen‹ Altertümer, die in jenem Ganzen als ›besondere‹ erscheint und um derentwillen Heyne mit Winckelmann ringt, auffallend vage. Man darf anzweifeln: Ist die Beziehung dieses hervorgehobenen Teils zum ›Ganzen‹ (oder ›Rest‹) unklar, blieben die postulierten ›Zusammenhänge‹, die suggerierte Ganzheit und Einheit der Disziplin doch Luftschlösser. Um das zu klären, aber auch um im übernächsten Schritt Heynes Anweisungen zur ›verwissenschaftlichten‹ Gelehrsamkeit beurteilen zu können, gilt es nun, gerade seine Winckelmann-Darstellung genauer in Augenschein zu nehmen.

## 2.

Heynes Fortschrittsgeschichte des Studiums des Altertums ist bevölkert von Typen von Akteuren, die er gegeneinander ausspielt. Am Ende des Spiels verdient der künftige Sieger den »schönste[n] Kranz um [Winckelmans] Aschenkrug«. Aber Winckelmann, einst der »gutthätige Heros«<sup>30</sup> und »Antiquar«,<sup>31</sup> der den renaissancistischen »gelehrte[n] Forscher des Altertums«, »Kenner der alten Kunst« und »gelehrte[n] Antiquarier«<sup>32</sup> übertroffen habe, sollte für das Publikum der ›wissenschaftlichen‹ Altphilologie eher als warnendes Beispiel dienen. Eloquent wird der geehrte Held in der Lobpreisung relativiert:

Ich halte mich nicht bey den kleinern Schriften Winckelmans auf, die alle zu der Wirkung beytrugen, daß sich bessere Begriffe von Alterthum verbreiteten, daß

29 Ebd., S. 4 f., ab: »Das Studium des Alterthums, [...] erfordert einen *Umfang von Kenntnissen* und ein *Maaß von Geisteskräften* ...«.

30 Ebd., S. 21.

31 Ebd., S. 5. Max Kunze (Archäologie aus der Sicht Winckelmans, in: Von der Schönheit weißen Marmors. Zum 200. Todestag von Bartolomeo Cavaceppi, hg. von Thomas Weiss, Mainz 1999, S. 11-16, hier S. 11) erläutert den Begriff ›Antiquar‹ bei Winckelmann: »Auf sich bezogen hat er den Begriff Antiquar augenscheinlich zu vermeiden gesucht, schon um sich von der traditionellen antiquarischen Wissenschaft abzusetzen. [...] In der Regel ist der Begriff bei Winckelmann jedoch negativ verwendet [...] Zu den Antiquarii (auch gelegentlich verächtlich ›Antiquariuoli‹ genannt) heißt es, daß ›die Alterthümer [...] nur Anlaß gegeben [haben], Belesenheit auszuschütten, der Vernunft aber wenige oder gar keine«.

32 Heyne (Anm. 1), z. B. S. 10.

die Aufmerksamkeit der Antiquarier mehr auf die Kunst und die Schönheit sowohl der Idee als der Ausführung geleitet ward, und daß insonderheit unter unsern Deutschen der gute Geschmack mehr und mehr gewann und auch das Studium der Kunst selbst einige Bearbeiter mehr fand. *Die Begeisterung*, mit der er sich in Bewunderung der grossen Idealschönheiten eines Torso, eines Apollo, und anderer Werke erster Grösse ergossen hatte, faßte und ergriff einen Theil unserer jungen Gemüther, und feurte sie zum *Gefühl des Schönen* an. Daß sich viel ausschweifendes einmischen würde, wer konnte das nicht voraus erwarten?<sup>33</sup>

Im weiteren Verlauf der Argumentation führt Heyne die Demontage noch weiter, um die >Illusionen< über diesen Heroen, die viele Zeitgenossen hegten, zu zerstören:

Nirgendwo offenbart sich der Mangel der *erforderlichen Hilfsmittel* mehr, als im *historischen Theile* seiner Geschichte der Kunst, welcher voller Fehler wider die *Zeitrechnung, die Geschichtfolge und den wahren Verlauf der Geschichte* ist.<sup>34</sup>

Den Weg der *guten Erklärung* der alten Werke hat uns Winkelmann gebahnt; aber *weder seine Begeisterung*, noch sein vorhin gerügter Hang, *über Anticken wahrzusagen* statt sie zu erklären, muss uns verführen.<sup>35</sup>

Am Ziel der ganzen Rede angekommen lässt sich nun eine andere Disziplin preisen, in der die Gewichtung der Voraussetzung und der Leistung von Winkelmanns einzigartiger, wie Heyne betont, Forschung gerade umgedreht wird. Winkelmann habe dank seiner *gelehrten*, jedoch individuellen >geistigen Voraussetzung< zum Wissen des *Schönen* und der Kunst beigetragen. Bei Heyne hingegen bedeute das »Studium des schönen Alterthums« eine selbstverständliche Voraussetzung,<sup>36</sup> während die *aufklärerische* Forschung des »Geistes des Alterthums« das notwendig zu Leistende sei:

dieses herrliche Studium [...] das aber doch nicht nur für die Kunst unseres Zeitalters, für den Geschmack und den Reichthum der Erfindung, sondern auch für die Bildung jugendlicher Gemüther, zur Erweckung des Gefühls vom Schönen, Wahren und Grossen, so wie in der Kunst also in der Natur und im Sittlichen, so viel *beytragen kann*; das, selbst in einer gelehrten Gestalt, zu näherer Kenntnis des Geistes des Alterthums, zu Erläuterungen der Begriffe der frühern Zeitalter und der Vorstellungsarten, besonders in Religionsgebräuchen und Einrichtungen, zu philosophischen Raisonnements über den Gang des menschlichen Verstandes im Denken und Handeln, *führen muß*.<sup>37</sup> (Hvhb. v. V.)

Doch nichts von dem, was Heyne in diesen Worten als Winkelmanns Limitationen behauptet, basiert auf nachvollziehbaren Argumenten. Ein Blick in die >Vorrede< der

33 Ebd., S. 13 f.

34 Ebd., S. 14 f.

35 Ebd., S. 17.

36 Ebd., S. 20.

37 Ebd., S. 21.

>Geschichte der Kunst< lässt bereits anzweifeln, ob Heyne das Bild dieses Werks nicht verzerre – daher hat in der bisherigen Diskussion über das Verhältnis der beiden Gelehrten das Neidmotiv des Göttinger Professors einen festen Platz. Erneut getäuscht wäre, wer annimmt, dass Heyne selbst überblickte, was Winckelmann dem Studium der Antiken vor ihm voraus habe. Im Gegenteil hatte dieser sich in seinem Buch mit Arten der »Vergehungen der Skribenten« bzw. »Gelehrten« auseinandergesetzt; Heyne gibt sie bloß wieder in dem ihm eigenen lehrerhaften Ton.

Die kleine Szene des Neids lädt dazu ein, etwas tiefer zu schürfen und zu fragen, was der Neid eines *Altphilologen* im Prozess der >Verwissenschaftlichung< im späten 18. Jahrhundert bedeutet. In dieser genealogischen Perspektive enthält gerade der Vorwurf an Winckelmann, er gehe dahin, »über Anticken wahrzusagen statt sie zu erklären«, ein Problem, das die neue Göttinger Disziplin mit sich trägt und auch als Erbe der Nachwelt der modernen Philologien hinterlassen wird: Es geht darum, was das >Erklären< der Altertümer eigentlich heißt.

Diltheys bekannte Unterscheidung von Erklären versus Verstehen – wobei er letzteres den Geistes-, ersteres den Naturwissenschaften zugeordnet hat – verdeckt heutzutage, dass >Erklären< im 18. Jahrhundert (auch) ein hermeneutischer Terminus war. So lehrte Heyne das Erklären der Antiken eben als »Hermeneutick der Anticken«.  
Wenn er allerdings vom Erklären spricht, wird eine epistemische Konfusion auf die Welt gebracht: Denn nicht nur ist seine Übertragung des Begriffs aus dem Bibelstudium auf das Studium von Kunstwerken arbiträr, sondern verfolgt sein Begriffsgebrauch unmittelbar das Ziel, den Gegner auf einem Feld zu disqualifizieren, das man selbst zu beherrschen beansprucht. Seine Übertragung ist eigentlich bodenlos, nicht nur wegen der medialen Differenz zwischen den Texten und bildlichen sowie plastischen Werken, sondern auch weil Bibeltexte und antike Kunstwerke in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Hinblick auf ihre kulturelle und gesellschaftliche Relevanz schlichtweg unvergleichbar waren. Heynes defensive Offensive gegen den toten Winckelmann scheint wie die Reaktion von einem, der sich in den erwähnten Gesichtspunkten überfordert sieht und zugleich seine Stellung als Parteigänger des Fortschritts nicht aufgeben will. Starke Indizien dafür gibt die Art seiner Winckelmann-Missdeutung. Auf sie gehe ich im Folgenden ausführlich ein.

Da Heyne seine Einwände gegen Winckelmann nicht begründet, muss man selbst ihre Logik anhand der zerstreuten Einzelbemerkungen und auf ihre Rhetorik achtend rekonstruieren. Gilt die Behauptung, dass Winckelmanns historisches Wissen unzureichend sei, noch nachvollziehbarerweise der >Geschichte der Kunst<, so wird dagegen der prinzipielle Vorwurf der »platonischen Schwärmerey«<sup>38</sup> / »Begeisterung« und des >wahrsagerischen Hangs< nicht verständlich, wenn man ihn schlicht, wie Heyne es an *einer* Stelle so tut, auf >Monumenti antichi inediti< bezöge.<sup>39</sup> Denn dieses letzte Werk Winckelmanns hat eine so enge Beziehung mit der >Geschichte der Kunst< und dem Allegoriebuch, dass es kaum Sätze und Arrangements in ihm

38 Ebd., S. 6. Hier erzählt Heyne noch vom >früheren< Winckelmann.

39 Ebd., S. 14.

gibt, die nicht bereits in jenen beiden Werken entweder erklärt oder sichtbar vorbereitet worden sind. So würde ein Dritter, insbesondere von heute, weder Heynes Vorwurf noch Winckelmanns Vorgehensweise erfassen, wenn er Heynes Suggestion folgte und lediglich auf das voraussetzungsreichste ›Monumenti‹ schaute. Tatsächlich sind die Verhältnisse viel merkwürdiger. Winckelmann hat nämlich bereits in der ›Geschichte der Kunst‹ selbst ähnliche Worte wie die in Heynes späterem Vorwurf gegen ihn benutzt. Und mit ihnen teilt er seine Absichten teilweise offen mit. Heyne sammelt offenbar seinem hermeneutischen Schema gemäß die ›Absichten des Autors‹ und macht sie zur ›begrifflichen Grundlage‹ des Leserurteils, um so den Schein von ›klarer Einsicht‹ in das Werk zu geben.<sup>40</sup> Der Göttinger Lehrer verzichtet somit darauf, in der ausgeführten Argumentation die Autorintention zu verfolgen. Nun steht Winckelmanns Begriffsgebrauch von ›wahrsagen‹ an einer besonderen Stelle, nämlich in seiner – auch er benutzt den Term – ›Erklärung‹ der Statue des Apollo von Belvedere. Eine eingehende Analyse dieser Stelle kann dabei helfen, zu reflektieren, weswegen Heyne Winckelmanns Art der ›Erklärung der Antike‹ ablehnte. Winckelmann schreibt:

[...] dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbet mit dem Oel der Götter und von den Gratien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich wie vom Geiste der Weißagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Hayne, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben. Die Kunst selbst müßte mir rathen, und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten. Der

40 Man vergleiche Textpassagen der beiden, z. B. Winckelmann, Vorrede der ›Geschichte der Kunst‹, [1. Auflage 1764], in: ders., Schriften und Nachlaß, Bd. 4,1, Geschichte der Kunst des Alterthums, Text, hg. von A. H. Borbein u. a., Mainz 2009, S. XXXII: »Ich kündige zugleich dem Publico ein Werk an [...] Es ist dasselbe eine Erläuterung niemals bekannt gemachter Denkmale des Altertums von aller Art, sonderlich erhobener Arbeiten in Marmor, unter welchen sehr viele schwer zu erklären waren, [...] Durch diese Denkmale wird das Reich der Kunst mehr, als vorher geschehen, erweitert; es erscheinen in denselben ganz unbekannte Begriffe und Bilder, in sich zum Teil auch in den Nachrichten der Alten verloren haben, und ihre Schriften werden an vielen Orten, wo sie bisher nicht verstanden worden sind, auch ohne Hilfe dieser Werke nicht haben können verstanden werden, erklärt, und in ihr Licht gesetzt.« Heyne (Anm. 1), S. 13: »Vor den Augen der gelehrten Antiquarier zu glänzen, scheint Winckelmann insonderheit seine monumenti inediti bestimmt zu haben. Man bemerkt es deutlich, daß er sich hier vorzüglich Mühe gibt, Gelehrsamkeit anzubringen, und Erklärungen von alten Denkmälern, insonderheit von erhabenen Werken, die andere für unerklärbar hielten, zu geben. Er scheint hierunter sich nach dem unter den Italiänern herrschenden Geschmack gerichtet, und mehr Auskramung und Belesenheit, als nöthig war, beygebracht zu haben.«

Begriff eines *Apollo auf der Jagd*, welchen Herr *Spence* in dieser Statue finden will, reimet sich nicht mit dem Ausdrucke des Gesichts.<sup>41</sup>

Das Zitat umfasst etwa das letzte Drittel von Winckelmanns Erklärung. Davor werden physiognomische Einzelheiten der Statue mythologisch kontextualisiert vorgestellt. Winckelmann beschreibt nicht die Anatomie der Statue. Stattdessen leitet er den *Leser seines Buchs* zu einer imaginativen Betrachtung an, durch die das »höchste Ideal der Kunst«, das gerade die Apollo-Statue für ihn verkörpert, wahrnehmbar würde: »Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten [...] denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die Menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen ersitzen und regen diesen Körper [...]«. <sup>42</sup> Nachdem der Blick die Teile durchgegangen ist und beim Haupt endet, beginnt mit dem obigen Zitat ein neuer Blick auf die *ganzzeitliche Schönheit* der Statue. Und zu dieser Schönheit gehört die Idee der Göttlichkeit im Sinn – so Winckelmann – des antiken Künstlers, der diese Statue geschaffen hat. Hierbei ändert Winckelmann seine Redeweise. Der Leser wird nicht mehr direkt, als Du, miteinbezogen. Das anleitende Ich tritt hervor und erteilt eine Lektion über die Selbsterfahrung des Subjekts. Ihr Ziel ist, in sich die erhebende Liebe, den *Ερως*, für das >idealschöne< Objekt wachzurufen. Ist diese Voraussetzung erfüllt, so erscheint für Winckelmann im Apollo von Belvedere das >Urbild< des griechischen Apollon – des homerischen Apollon.<sup>43</sup>

Es ist hier nicht die Frage, ob jeder, zumal Heyne, Winckelmanns nicht nur an Platons >Phaidros< geschulte Sicht auf die Statue teilen muss. Kaum übersehbar ist jedoch, dass Winckelmann durchaus ohne >wahrsagerischen Hang< eine Form der Erklärung entwickelt, die weit reflektierter ist als die philologische >Hermeneutik der Antiken<. Der Apollo-Text ist eine in mehrfacher Hinsicht *vermittelnde* Mitteilung. Er sucht gleichzeitig zwischen dem erfahrenen Blick auf das Schöne und dem Blick des in der Kunst Unkundigen, zwischen der visuellen Erkenntnis der positiven wie auch idealen Formen und der sprachlich verfassten Begriffserkenntnis sowie zwischen dem Reflexionsort der modernen Gegenwart und dem des ideal-griechischen Altertums zu vermitteln.

Zur Bewältigung dieser Komplexität auf verhältnismäßig engem Raum bedient Winckelmann sich literarischer Formen der Mitteilung. Dazu gehören die wechselnden Subjektperspektiven, aber ebenso der *gezielte* Einsatz von Mythologemen. Wenn er schreibt: »Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben wie diejenige, die ich wie vom Geiste der Weißagung aufgeschwellt sehe«, so bedeutet der Satz keineswegs, dass sich Winckelmann – nach Heynes Logik – vor »Begeisterung« einbilde, seherisch zu werden. Gemeint ist vielmehr, dass der quasi Regie führende Betrachter seine Leser – im Angesicht der Statue – dazu animiert, sich die

41 Winckelmann (Anm. 40), S. 780.

42 Ebd.

43 Vgl. die 3. Homerische Hymne »An Apollon«; Winckelmann bezieht sich in seiner Beschreibung auf den Geburtsort, also den >Ursprung< Apollons nach Homer.

lebendige, erhabene Göttlichkeit, die dem griechischen Apollon eigen gewesen sei, vorzustellen. Dieser Akt ist allerdings ein pädagogischer. Er dient der Vermittlung der Idee der lebendigen Liebe zum plastischen Werk: »denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit«. Anders formuliert: Begrifflich lehrbar ist dem vermittelnden Ich zufolge eigentlich nur die antike Pygmalion-Weisheit vom Wechselverhältnis zwischen ›Verlebendigung‹ und ›Kunstwerk‹. Im Gegensatz zu diesem Rezeptionsprinzip ist die altgriechische Idee des ›Idealschönen‹ im Paradigma der *modernen Gelehrsamkeit* jedoch überhaupt nicht direkt vermittelbar: »Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben. Die Kunst selbst müßte mir raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.«

Die Probleme der modernen Gelehrsamkeit hat Winckelmann auch in seiner Vorrede der ›Geschichte der Kunst‹ thematisiert: Er macht den Umgang der ›gelehrten Skribenten‹ mit alten Kunstwerken für sie verantwortlich. Dieser Forschertyp besitze (noch) gar keine rechten Begriffe von Kunst und trachte auch nicht nach deren Erkenntnis durch Autopsie: »Noch viel schwerer aber ist die Kenntniß der Kunst in den Werken der Alten, in welchen man nach hundertmal Wiedersehen noch Entdeckungen macht. Aber die mehresten gedenken zu derselben zu gelangen, wie diejenigen, welche aus Monatsschriften ihre Wissenschaften sammeln, und unterstehen sich vom Laocoon, wie diese vom Homerus, zu urtheilen.«<sup>44</sup> Winckelmanns Plädoyer für die Autopsie reduziert Heyne in der ›Lobschrift‹ auf die Privilegien in Winckelmanns Arbeitsleben. Dass die Autopsie eine zeitgenössische Forschungsmethode war – nichts anders als die Expeditionen bei Georg Forster und Robert Wood, in denen Heyne für die Göttinger Mythologie und Homerphilologie positiven Nutzen sieht –, unterschlägt er. Das Mittel der Autopsie dient bei Winckelmann aber überhaupt dem Zweck, *reflektierte* Erklärung der *Kunstwerke* zu fördern: »Die Beschreibung einer Statue soll die Ursache der Schönheit derselben beweisen, und das besondere in dem Stile der Kunst angeben [...]. Wo aber wird gelehret, worinnen die Schönheit einer Statue besteht?«<sup>45</sup>

In einer Zeit vielfältiger Initiativen zur Umstrukturierung der ›Wissenschaften‹ übergang Heyne im Prinzip Winckelmanns kritische Überlegungen dazu, was die ›Erklärung der Antiken‹ denn sei und wozu sie diene. Offenbar überwog der Eindruck, für den Typus ›gelehrter Skribenten‹ in Winckelmanns Kritik gehalten zu werden. In der ›Lobschrift‹ distanziert Heyne sich selbst von diesem Typus, der nun ›gelehrter Antiquarier‹ heißt. Er selbst sieht sich dagegen als weitsichtigen und gründlichen Philologen. Mit der Reputation der Philologie scheint jetzt, gegen Ende der 1770er Jahre, die Abrechnung jedenfalls im deutschen akademiepolitischen Diskurs möglich. So seien Winckelmanns beide in Italien entstandene Hauptwerke ›Geschichte

44 Winckelmann (Anm. 40), S. XXVIII.

45 Ebd., S. XVIII.

der Kunst< und >Monumenti antichi inediti< »voller Fehler wider die Zeitrechnung« und den »wahren Verlauf der Geschichte«; überhaupt bleibe er »in dem litterarischen« zurück, da er in Italien über keine »erforderlichen Hülfsmittel«, also keine aktuelle Forschungsliteratur und keine »guten Ausgaben« etwa von Herodot und Thukydides verfügt habe.<sup>46</sup>

Einen Anspruch auf >wahre[ ]< »Geschichtfolge« hatte Winckelmann für seine Projekte gar nicht gestellt. Doch schon die Behauptung dieses Anspruchs hatte in Deutschland zu jener Zeit solch eine Autorität, dass z. B. Herder, obwohl ein Verehrer Winckelmanns, 1782 im >Teutschen Merkur< Heyne als »den >einzigsten Mann< in Deutschland bezeichnet, der [...] eine vermehrte, berichtigte Ausgabe der Winckelmannschen Schriften liefern könnte«.<sup>47</sup> Es liegt heute noch im Dunkeln und wäre eine eigene Untersuchung wert, woher die Göttinger Philologenvorstellung vom >richtigen historischen Wissen< – Vorgängerin der nicht weniger problematischen >historisch-kritischen Methode<<sup>48</sup> – denn kommt. Hält man sich allerdings vorerst an Heynes Anspruch, so sollte die >historische Richtigkeit< jedenfalls zu der von ihm gelehrtens >Hermeneutick der Anticke< ins Verhältnis gesetzt werden. Welches aber ist es?

### 3.

Winckelmanns >Geschichte der Kunst< verfolgt ein klares pädagogisches Ziel. Ihm gemäß reflektiert der Autor sogleich in der Vorrede über *seinen* Gebrauch des Wortes >Geschichte<: Es bezieht sich anstatt auf das faktische Geschehen auf das neue »Lehrgebäude[ ]< selbst.<sup>49</sup> In diesem Lehrgebäude steht die Kenntnis des »Wesen[s] der Kunst« werthierarchisch über allen anderen Ebenen des Wissens – von den damals sammelbaren antiken Daten bis zum reflexiven Wissen aus der Renaissance-Tradition der Künstlerbiographien. Kritische Winckelmann-Leserinnen und -Leser konnten seit jeher vom Standpunkt des Faktischen her den fiktiven Charakter in seiner >Geschichtsnarration< herausstellen.<sup>50</sup> Dabei sollte man jedoch nicht vergessen, dass das Fiktive in diesem Schreiben Teil des inszenierten<sup>51</sup> »Versuch[s]« der pädagogischen Mitteilung ist. Das >Wesen der Kunst< mitzuteilen, das für Winckelmann an ausgewählten Körpern sichtbar werden kann, bestimmt, was bei ihm die Aufgabe der >Erklärung der Antiken< bedeutet: Erklärt wird dem *Leser des Buchs*, wie er in der Vorstellung

46 Heyne (Anm. 1), S. 14 f.

47 Zitiert nach Schulz (Anm. 2), S. 13. Herders Formulierung im Zitat ist selbst auch ein Verweis auf Heynes Abhandlung von 1711 zur »Berichtigung und Ergänzung« von Winckelmanns >Geschichte der Kunst< (Anm. 12).

48 Vgl. den Beitrag von Daniel Weidner in diesem Heft.

49 Winckelmann (Anm. 40), S. XVI.

50 Elisabeth Décultot, Vom Ursprung und Werden der Kunst erzählen. Narratologische Modelle der Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert, in: Die Erzählung der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2015 in Halle a. d. Saale, hg. von Frauke Berndt und Daniel Fulda, Hamburg 2018, S. 36-51.

51 Über Winckelmanns Orientierung bei der Konzeption des Kunstgeschichtsbuchs an Aristoteles' Dramentheorie vgl. ebd.

Allgemeines wie auch Besonderes betrachtet, um das ›Wesen der Kunst‹ daran zu erfassen, während die Sprache Winckelmanns die Wege des Betrachtens lenkt und veranschaulicht. Solche textlich hergestellte, ich würde sagen, ›Symautopsie‹ kompensiert nicht zuletzt die Entfernung des Lesers von den Museen sowie antiken Stätten. Diese Art der ›Erklärung‹ überbietet in Winckelmanns Verständnis die der ›gelehrten Skribenten‹, die nicht daran dächten, bei der Mitteilung ihres Kunsturteils auch ihr Urteil den Lesern gegenüber *anschaulich* zu beweisen.

In diesem Wettbewerb der Konzepte von ›Erklärung‹ gehört Heyne durchaus zur alten Partei der ›gelehrten Skribenten‹, obwohl sein Konzept dem wissenschaftsbetonten Denken der Zeit folgend von einem neuen Bewusstsein der Systematisierung getragen wird. Und das ist vielleicht das Instruktivste an Heynes Verstimmung gegenüber Winckelmann: Die innovative Erklärungsweise des Kunstgelehrten wird seinerzeit Katalysator – und für heute das Endoskop – eines der ersten deutschen Programme der ›wissenschaftlichen Philologie‹, in der Älteres und Neueres zusammen gären, dass die Philologie überhaupt zum ersten Mal mit eigener Programmatik auftreten konnte. Heynes umfassende Altphilologie kann im Ganzen wie in Teilen epistemologisch wohl nur auf der Grundlage dieser inneren Struktur erfasst werden. Darum sind all die oben erwähnten Fragen der Relationen – also die: Wie führen die ›Teile‹ in dieser Disziplin zum ›Ganzen‹ zusammen? Was bedeutet die Forderung der ›historischen Richtigkeit‹ und wie korreliert sie mit der ›Hermeneutick? – aus der durch die Winckelmann-Auseinandersetzung neu gewonnene Perspektive zu behandeln. Zu erläutern ist somit zuerst, inwiefern Heynes Erklärungskonzept im von Winckelmann benannten, alten Horizont der ›gelehrten Skribenten‹ steht; dann, was Heyne unter der Systematisierung der Philologie genauer versteht; und schließlich, welcher Geschichtsbegriff ihm eigentlich die Selbstsicherheit gibt, den Maßstab der historischen Richtigkeit anlegen zu können.

In der Lehre von der ›Hermeneutick der Anticke‹ distanziert sich Heyne selbst vom »große[n] Haufen der Antiquarier«. Seine Physiognomik derselben gleicht sich allerdings Winckelmanns Kritik an ›gelehrten Skribenten‹ an, wenn er z. B. schreibt, die Antiquarier seien nicht im Stande, »in den Verstand der alten Schriftsteller oder in den Geist der alten Kunstwerke einzudringen. Von dem Verdienste, das diesen Werken die Kunst giebt, pflegen sie oft kaum einmal ein Wort zu gedenken«. <sup>52</sup> Nun lehrt Heyne nicht weiter, was den Geist und die Verdienste der Kunstwerke ausmacht; dafür setzt er seine Kritik fort: »nicht einmal die Masse, die Größe, die allgemeinsten Bestimmungen pflegen sie beyzufügen.« Derartiger Unmut über die fehlende Angabe der Maße, Größe und die »allgemeinsten [!] Bestimmungen« zeugt von einem Sammlergeist, der über effizientere Klassifikationsmethoden verfügen möchte. Damit redet der Göttinger Professor und berühmte Bibliothekar <sup>53</sup> noch bloß der traditionellen Tugend des Antiquars das Wort.

52 Heyne (Anm. 1), S. 9.

53 Helmut Rohlfing, Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek, in: Bähler und Nesselrath (Anm. 4), S. 145-157.

Die ›Hermeneutik der Antike‹ setzt also die zur Arbeitsprozedur technifizierte Tugend der *Klassifikation* voraus – sonst hingegen nichts. Wenn die derart gehobene ›philologische Erklärung‹ der Werke bedeutet: »Jedes alte Kunstwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilt werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte [...]«, so liefert Heynes neue Altertumswissenschaftler seinem Leser »litterarische« Daten, Klassen und, der biblischen Worthermeneutik folgend, die Erzählung vom ›Geist‹ der Urheber.

Die Klassifikation ist in Heynes Forschung und Lehre eine omnipräsente Forderung und ein bald sammlungssystematisch, bald taxonomisch gemeintes Stichwort. Dieser Sachverhalt untermauert sogar die von Foucault primär aus französischen und englischen Quellen rekonstruierte Wissen(schaft)sgeschichte des ›klassischen Zeitalters‹ der 17. und 18. Jahrhunderte.<sup>54</sup> Umgekehrt scheint es kein Zufall zu sein, dass die ›Lobschrift‹ als Ausdruck der Vision eines Göttinger Philologen, der mit der zeitgenössischen englischen und französischen Forschungsliteratur bestens vertraut ist, zu seiner Disziplin bloß ein strategisches Verständnis von ›Verwissenschaftlichung‹ mitteilt, nämlich darüber, wie Arbeitsweisen, die als nicht organisiert genug gelten, zur Ordnung zu bringen seien. Verwissenschaftlichung bedeutet für Heyne daher genauer Maßnahmen dafür zu nehmen, den Standard des Studiums (nicht schon des kritischen Forschens) festzulegen. Dies hat in Wirklichkeit mit allerlei herkömmlichen Dimensionen der ›Hilfswissenschaft Philologie‹ zu tun, die jetzt unter den Umständen der Reformuniversität neu, aber stets mit einer rationalistischen Attitüde, zu gestalten sind. So mündet die Herrschaft der Heyne'schen Klassifikation in folgende Handlungsanweisungen: Zu bearbeiten seien ein »Verzeichnis, ein Repertorium von allen Anticken, die man weiß«, also eine Art archäologischer Katalogisierung, die Propädeutik eines nach Regelkanon eingerichteten Studiums ab der Gymnasialstufe sowie an der Universität für die Bildungsreisen junger Adligen,<sup>55</sup> und schließlich Handbücher – »unter allen vorzüglich« ein Handbuch der Mythologie, die

blos erzählend eingerichtet ist; – die ursprüngliche oder doch ältere Gestalt, in welcher jede Fabel bey den ältesten Dichtern, oder auf den ältesten Denkmälern vorkommt, und dann, die Veränderungen oder Zusätze der folgenden Dichter und Künstler nach einander keine Deutung verlangen werden. Die beste Deutung gibt jene Stellung und Ordnung der Erzählung von der frühesten Erscheinung an durch alle Veränderungen durch.<sup>56</sup>

54 Hervorzuheben ist allerdings, dass die in ›Die Ordnung der Dinge‹ (1966) dargestellten Epochen des *Wissens um Sprache* – die Sprachwissenschaft vor 1800 und die Philologie im 19. Jahrhundert – nicht ohne weiteres für Heyne gelten. Dessen Forschungsinteresse geht, das sah bereits Wilamowitz-Moellendorf, kaum von der Sprache aus: »[...] obwohl seine Stärke nicht in der Textkritik lag. Die Sprache und die Grammatik hat er zurücktreten lassen«, in: Wilamowitz-Moellendorf (Anm. 7), S. 45. Das wirft ein sehr bedenkliches Licht auf Heynes Auftritt als Philologen.

55 Heyne (Anm. 1), S. 18-20.

56 Ebd., S. 20f.

Diese Sätze, die Heynes elegischem Abschied von Winckelmann unmittelbar vorausgehen, wenden sich auf halb versteckte Weise noch einmal gegen dessen wirkungsästhetisch und kunstphilosophisch ausgerichtete ›Geschichte‹ der Antiken. Auf den ersten Blick beschreiben die Sätze nur ein Modell der Mythographie – obgleich es möglich ist, dass der Buchplan mit Winckelmanns Allegoriebuch konzeptuell konkurrieren wollte.<sup>57</sup> Doch nicht um irgendeine Mythographie geht es Heyne. Im Zentrum steht gerade die Idee, Veränderungen in der künstlerischen Mythenbearbeitung, also in allen schriftlichen und nichtschriftlichen Altertümern gemäß der »Zeitrechnung, [der] Geschichtfolge und de[m] wahren Verlauf der Geschichte« zu sammeln. Sagt er, dass diese Sammlung nach »Stellung und Ordnung« die Veränderungsgeschichte ›bloß erzähle‹ und keiner Deutung bedürfe, so spricht da ein bloß katalogisierendes Denken. Und dass sich aus dieser Erzählung jedoch die »beste Deutung« von sich aus ergebe, ist wiederum ein naturgeschichtliches Argument auf jeden Fall unter dem Eindruck von Buffon.<sup>58</sup> In summa: Die naturgeschichtliche Klassifikation liegt Heynes ›wissenschaftlicher Mythologie‹ der hochkultivierten Antike<sup>59</sup> zugrunde. Seine Forderung der ›historischen Richtigkeit‹ bedeutet somit keineswegs das, was heute dank Generationen von geschichtswissenschaftlichen Reflexionen erst denkbar geworden ist.

Heyne wird das imaginierte Handbuch nicht realisieren. Doch gilt seine Nützlichkeit als klar. Denn wenn das Buch die Veränderungsgeschichte tatsächlich ›bloß erzähle‹, so glaubt Heyne, sein Objekt, das ganze ›schöne Altertum‹, als eine (gewordene) Natur vor sich liegen zu haben. *Diese* (Schein-)Positivität und Objektivität gibt ihm jene Selbstsicherheit, mit der er sich an den ›Erklärer‹ der Antiken wendet. Und dieser könne, anders als Winckelmann, der bei seiner Arbeit spontanen Gebrauch von seiner Gelehrsamkeit machen musste, von Handbüchern zur *Aufgeklärtheit* geführt werden:

[Der Erklärer] muß [ ] die Dichterfabel in seinem Gemüthe gegenwärtig haben, das ist, den Inbegriff von Gegenständen und Ideen, welche die Künstler gern auszudrücken pflegen, und wo diese nicht zureicht, erst dann geht er auf andere

- 57 Das Allegoriebuch setzt, wie in der Forschung bekannt, große Gelehrsamkeit wie die eines »Gräzist[en]« voraus; Kunze (Anm. 31) hat zudem erläutert, inwiefern die Untersuchung der ›Allegorien‹ aus der antiken Literatur mit der mythologischen Forschung in der deutschen Diskussion der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überlappt. Heyne stand in der Mythenforschung dezidiert gegen die allegorische Deutung. Und bemerkenswerterweise besteht seine Rezension des Allegoriebuchs – anstatt sich auf Winckelmanns Allegriebegriff zu konzentrieren – in großen Teilen aus seinen eigenen (!) Überlegungen zu ›Mythenbildern als Allegorie‹, die also Winckelmanns Arbeit substituieren sollen. Vgl. J. J. Winckelmann, Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, Dresden 1766. Text und Kommentar, hg. von Adolf H. Borbein u. a., bearbeitet von Balbina Bäbler u. a., Darmstadt 2020, darunter Heynes Rezension: S. 160-162.
- 58 In den ›antiquarischen Aufsätzen‹ sagt Heyne unverhohlen: »Noch sind wir [er meint: wir Deutschen, v. V.] ungefähr da, wo die Naturgeschichte war, ehe die Körper verzeichnet, in Ordnung gestellt und in ihre Klassen gebracht waren«, in: Heyne (Anm. 14), S. III.
- 59 Heyne hat auch eine hochproblematische und wirkungsreiche Theorie der Mythen der dokumentlosen ›Vorzeit‹. Dieses Thema werde ich an einem anderen Ort fortsetzen.

Mythologien, auf religiöse Begriffe, auf Geschichtsbegebenheiten aus, und vergleicht sie gegen die vorgestellten Sujets, ob sie einen Aufschluss davon geben können: und hat er diesen gefunden, so bringt er zur Belehrung anderer nicht mehr als dasjenige bey, was zur Aufklärung der Sache erforderlich ist. Findet er nichts, das der Idee des alten Künstlers nahe kommt, so erspart er ein unnützes Geschwätz, oder zeigt kurz die Gründe an, warum eine Erklärung nicht zu geben sey.<sup>60</sup>

Die »Aufklärung der Sache« bedeutet hier, über Wissen darüber, was »der Idee des alten Künstlers nahe kommt«, zu verfügen. Der Sinn einer solchen Lehre ist kaum entzifferbar. Freilich: Weder das stumme Kunstwerk noch der tote Künstler der Antike *spricht* jenes Wissen. Als ginge es immerhin auch darum, keine ungebührliche Verlautbarung des galanten Wissens zu gestatten, findet Heynes »Erklärer« dank dessen »Hilfsliteratur« bereits sein pädagogisches Ideal: Das ist seine Verantwortlichkeit für geregeltes Wissen über ein »geschmacksvolles Alterthum«. <sup>61</sup> –

#### 4.

Winckelmann findet das Wesen der Kunst an plastischen Körpern und Heyne die Ordnung im Überblick über das ganze Altertum. Jener will das innere Auge seiner Leser aktivieren, das den Abstand zwischen Antike und Moderne lebendig wahrnimmt. Und dieser will sein Publikum zur Kenntnis aller Litteratur raten, die die (nicht begriffene) Fremdheit der Antike nach Methodenregeln subtrahiert. Die »Lobschrift auf Winckelmann« leugnet Winckelmanns Bestreben. So kann Heynes Wissenschaft des Altertums – »mit eben der Freymüthigkeit«<sup>62</sup> – die Perpetuierung des modernen Genres »nützlicher Hilfsliteratur« legitimieren.

Dieser Aufsatz hat versucht deutlich zu machen, dass die Winckelmann-Schrift Heynes einen entscheidenden Augenblick im Aufkommen der modernen disziplinierten Philologie markiert. Heynes Ansätze zur (Alt-)Philologie waren, das wäre noch weiter zu zeigen, in allzu vielen Hinsichten nicht selbstverständlich, und doch gilt er selbst heute für nicht wenige als bedeutender »Philologe« und »Praeceptor Germaniae«, <sup>63</sup> wobei zu fragen ist, was diese geschichtliche Geltung eigentlich be-

60 Heyne (Anm. 1), S. 9.

61 Vgl. in Heynes Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke, Göttingen, Gotha 1772, u. a. die folgende Auflistung der Regel: »Der wahre Gesichtspunkt des Studiums des Alterthums. Absicht, Nutzen und Werth der Kenntnis der Antike. Von der Empfindung des Schönen [...] von der Pflicht sich zu vergnügen, und sich des Genusses der edleren Vergnügungen fähig zu machen«, S. 9.

62 Heyne (Anm. 1), S. 20: »Und hier, verewigter Winkelmann, stelle ich mich im Geiste an deine Asche [...] Ich sprach von Dir und Deinen Verdiensten, mit eben der Freymüthigkeit, die du, edle Seele! für dein schönstes Vorrecht hieltest.«

63 In Anschluss an Wilamowitz-Moellendorf – warum gerade an ihn? – heben der Wissenschaftshistoriker Luigi Marino und mehrere nach ihm sowie die Altphilologin Sotera Fornaro, Autorin einer Reihe Heyne-Aufsätze (zuletzt 2022), Heyne positiv hervor. Wie fest das Bild der »umfassenden«, »verdienst-

deutet. Wenn eine Wissenschaftsgeschichte der modernen Philologie die Schein-selbstverständlichkeiten in deren Tradierung sichtbar machen kann, so ist eine solche Tiefenbohrung schon lohnend. Am Ort der >Göttinger Verwissenschaftlichung< um 1800 als Entstehungsort des Disziplinbewusstseins verschiedener Philologien wartet in diesem Sinn noch viel Arbeit.

*(Na Schädlich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, IZEA, Franckeplatz 1/  
Haus 54, 06110 Halle; E-Mail: na.schaedlich@izea.uni-halle.de)*

vollen Philologie< Heynes in fachhistorischen Rückblicken ist, davon kann sogar der klassische *Archäologe* Kunze zeugen: Die »seit Heyne dominierende[ ] philologische[ ] Richtung in der Archäologie« lasse die Richtung Winckelmanns und seiner Nachfolger als Minorität erscheinen (Kunze (Anm. 31), S. 12).